



WERNER WIGGER  
ALBRECHT KAUL

# Wunder inbegriffen

DR. MED. WERNER WIGGER –  
Ein Leben voller Risiken und Nebenwirkungen

BRUNNEN



Werner Wigger  
mit Albrecht Kaul

# Wunder inbegriffen

*Dr. med. Werner Wigger – ein Leben  
voller Risiken und Nebenwirkungen*



© 2015 Brunnen Verlag Gießen

[www.brunnen-verlag.de](http://www.brunnen-verlag.de)

Lektorat: Eva-Maria Busch

Umschlaggestaltung: Olaf Johannson, spoon design

Umschlagmotive: Lucian Coman/shutterstock (Cover);

privat, Johannes Ginsberg (Rückseite)

Satz: DTP Brunnen

Herstellung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-7655-0935-3

## Zwischen Hörsaal und Klinik

Im Jahr 1971 schreibt sich Werner als Student in der Rostocker Uni ein. Die Stadt ist ihm von der Armeezeit her vertraut und er freut sich, dass er schon Kontakt zu einer Gemeinde hat.

Die Eröffnungsfeier für die neuen Studenten findet im Barnsdorfer Wald in einem großen Zelt statt, das mit Spruchbändern und Fahnen dekoriert ist. Auf der Bühne spielt ein kleines Orchester etwas Klassisches, bevor die unvermeidlichen Reden des Dekans, des Rektors und des Parteisekretärs der Uni kommen. Die Erstsemester werden auf die unbedingte Staatstreue eingeschworen und hören wieder einmal, was für ein besonderes Privileg der Arbeiter- und Bauernregierung es sei, dass sie diesen akademischen Weg beschreiten können. Werner gehört zu den wenigen, die wirklich aus einer Arbeiterfamilie stammen. Die meisten haben akademische Eltern oder kommen aus dem Mittelstand, der in der DDR aus Handwerkern, Lehrern und Künstlern besteht.

Die Wohnungssituation ist im ganzen Land äußerst angespannt, daher hat auch kaum jemand eine Kammer für Studenten frei. Werner hat das große Glück, gemeinsam mit Armin eine private Unterkunft zu finden. Bei einer liebenswerten Dame, einer Witwe, beziehen sie gemeinsam eine Dachmansarde, die ihnen vorläufig genügend Platz bietet.

In der ersten Woche steht das Studium der Beschlüsse des Zentralkomitees auf dem Plan. Die Teilnahme ist verpflichtend. Jeder bekommt einen mächtigen Stapel von kopierten Zeitungsartikeln und Parteipapieren, die unter Aufsicht eines Professors sorgfältig durchzuarbeiten sind. Fragen an der Tafel sollen dabei den Denk- und Lernprozess lenken. Einige bringen ab dem dritten Tag ein spannendes Buch mit, das sie zwischen den Blättern verstecken, aber der Professor kennt solche Tricks: „Wenn Sie meinen Ihr Stu-

dium in Eigenregie zu absolvieren, können Sie sofort gehen. Bitte, dort ist die Tür!“ Kleinlaut steckt jeder seine Privatlektüre zurück.

Die Medizinstudenten bekommen ein Stipendium von 120 Mark. Um über die Runden zu kommen, sucht sich jeder noch eine Nebenbeschäftigung. Begehrt sind die Nachtwachen auf den Stationen der Unikliniken oder eine Teilanstellung als Stationshelfer. Besonders die Aushilfsdienste am 1. Mai und 7. Oktober sind beliebt, weil das ein legaler Grund ist, nicht zur obligatorischen Demonstration erscheinen zu müssen. Werner bekommt durch Beziehungen den Wochenend-Nachtdienst auf der chirurgischen Station. Dadurch kann er allerdings an vielen Freizeitangeboten nicht teilnehmen.

Seminargruppenbetreuer Dr. Lenz, der sich in der Facharzt-ausbildung befindet, ist sehr umgänglich und kollegial. Er erklärt den Studenten, nach jedem Studienjahr komme eine Beurteilung in die Personalakte, die allerdings nicht eingesehen werden könne. Aber, so betont er, er habe auch einen politischen Auftrag und erwarte Zusammenarbeit, da er seinen Vorgesetzten gewisse Resultate vorweisen müsse.

Das erste Studienjahr ist hauptsächlich geprägt von naturwissenschaftlichen Fächern, wie Physik, Chemie, Biologie und Anatomie. Werner, der immer ein guter Schüler war, merkt sehr schnell, dass es hier nicht um einen Volkshochschulkurs geht. Zum Beispiel in Physik. Der Professor betritt mit seinem Assistenten den bis auf den letzten Platz gefüllten Hörsaal. Unter ständigem Rezitieren von Lehrsätzen beginnt er an der linken Ecke der vier Meter langen Tafel, physikalische Formeln zu schreiben. Als er rechts angekommen ist, wischt der Assistent von links her die Formeln wieder weg und der Professor beginnt wieder auf der linken Seite mit einer neuen Formelkolonne. Zwischendurch lässt er Blätter austeilen, auf denen einige Formeln zu finden sind. „Physik ist die Grundlage aller Wissenschaft. Nichts wird für Ihren Erfolg als Mediziner so wichtig sein wie mein Lehrfach. Sie werden

das daran sehen“, sagt er grinsend, „dass lediglich ein Drittel von Ihnen das Physikum bestehen wird. Nutzen Sie also Ihre Chance!“ Damit ist die erste Physikstunde zu Ende.

Dass solche Ermahnungen ernst zu nehmen sind, merken die Studenten sehr bald. Nach jedem Semester werden Examensarbeiten geschrieben. Wer nicht besteht, bekommt nur einmal die Chance zu wiederholen. So lichtet sich der anfangs total überfüllte Hörsaal.

In Werners Seminargruppe gehen die Studentinnen und Studenten ungezwungen und fröhlich miteinander um. Aber mit der Zeit kommen Verdachtsmomente auf, dass der eine oder andere ein Zuträger von Informationen an die Uni-Leitung oder gar an die Staatssicherheit sein könnte. Helga in seiner Seminargruppe kennt Werner schon von Wismar. Sie ist freundlich und ungezwungen, verbreitet eine wohltuende Fröhlichkeit. Sie versucht öfters, das Vertrauen von Werner zu gewinnen. Unbekümmert spricht sie auch davon, dass es Spitzel an der Uni gebe. Wenn man mit anderen Seminargruppen zusammen sei, wisse man oft nicht, wie die anderen so ticken. Sie schlägt ein Codewort vor, welches sie in die Diskussion fallen lassen, wenn einer von ihnen den Verdacht hat, dass man in der Gruppe nicht offen reden kann. Aber irgendwie hat Werner den Eindruck, dass an ihrem Verhalten etwas nicht echt ist. Später erfährt er, dass Helga von der Stasi auf ihn angesetzt wurde, weil er als „Unsicherheitsfaktor“ galt.

Während der langen Semesterferien im Sommer ist es üblich, dass die Studenten eine Famulatur ableisten. Den Ort für dieses Praktikum können sich die Medizinstudenten selbst aussuchen. Werner findet im dritten Studienjahr einen Platz in der Fachabteilung für Lungenheilkunde der Poliklinik Wismar. Dort herrscht ein offener Ton ohne politischen Druck und eine freundliche, fast herzliche Arbeitsatmosphäre. Werner fühlt sich sehr wohl. Auch mit

dem Oberarzt versteht er sich prächtig. Als die Famulatur zu Ende geht, bietet dieser Werner an, ihm eine Kur zu vermitteln. Er hat pro Jahr ein bestimmtes Kontingent zur Verfügung und möchte Werner für seine engagierte Mitarbeit danken.

Werner ist überrascht: „Ich bin doch nicht krank! Als Kind hatte ich zwar eine chronische Bronchitis, aber davon spüre ich nichts mehr.“

„Ziehen Sie mal Ihr Hemd hoch.“ Der Arzt hört ihn mit dem Stethoskop ab. Besorgt blickt er Werner ins Gesicht: „Da ist dringend eine Heilbehandlung nötig.“ Und dann zwinkert er ihm zu.

Als der Kurbescheid kommt, muss Werner zweimal hinschauen: Bulgarien im Vitoschagebirge! Wunderbar! Doch es gibt eine Hürde: Der Leiter für politische Arbeit der medizinischen Fakultät muss zustimmen. Dieser fragt zuerst nach der gesellschaftlichen Leistung, die der Student erbringt. Zum Glück wird eine offizielle Stellungnahme des Seminarleiters Dr. Lenz eingefordert und der gibt seine volle Zustimmung.

Zu Beginn des nächsten Studienjahres fährt Werner nach Bulgarien. Das Sanatorium liegt traumhaft schön südlich von Sofia zwischen sanften Hügelketten. Alle Kurgäste sind DDR-Bürger, meist Funktionäre, die den Aufenthalt als Belobigung oder durch Bestechung bekommen haben. Nur wenige scheinen wirklich ein medizinisches Problem zu haben. Werner will sich schon über die Ungerechtigkeit aufregen, da merkt er, dass er ja auch auf sonderbare Weise hierhergekommen ist. Aber er nimmt es als Geschenk und genießt jeden Tag die Ruhe, das gute Essen und die gesunde Luft.

Als er wieder zu Hause ist, hat diese Kur doch noch ein Nachspiel. Eines Abends klopft jemand an Werners Tür. Gleich darauf tritt ein junger Mann ins Zimmer. Er ist um die dreißig Jahre alt und plaudert ungeniert drauflos.

„Herr Wigger, wir freuen uns, dass Sie sich in Bulgarien gut erholt haben. Sie haben diese Auszeichnung wirklich verdient, sie sind sehr fleißig und ihre Leistungen an der Uni sind beein-

druckend. Sie werden von allen Professoren und von den meisten Kommilitonen sehr geachtet.“

„Entschuldigung“, bremst Werner den Redefluss, „wer sind Sie denn und wen meinen Sie mit ‚wir‘?“

„Das spielt doch keine Rolle“, fährt der Besucher fort, „es geht um Sie und Ihre Zukunft. Sie wollen doch in die Neurochirurgie nach Greifswald. Das ist ein sehr guter Entschluss, Greifswald ist eine Stadt der Zukunft. Unser Forschungsreaktor für Kernenergie in Lubmin steht dort und wir sind stolz, dass von Greifswald aus die Modernisierung der DDR voranschreiten wird.“

Werner wird schlagartig klar, dass sich die Stasi für ihn interessiert. Sollte das Ärzteteam der Poliklinik in Wismar dahinterstecken? Nein, das glaubt er nicht, die waren so kollegial und ehrlich. Es wird mit meiner Kur zu tun haben. Ob es Neider gibt? Offenbar will die Stasi Kapital daraus schlagen.

„Verstehen Sie mal, Herr Wigger, unser Atomkraftwerk ist sehr gefährdet. Der Klassenfeind versucht, den Fortschritt des sozialistischen Lagers zunichtezumachen. Wir müssen wissen, was sich in der Bevölkerung tut, wir brauchen gute und vertrauenswürdige Bürger, die sich in den Kampf für die sozialistische Zukunft stellen. Wir können Ihnen natürlich auch an der Universität in Greifswald einen Arbeitsplatz beschaffen, der Sie schnell zur Facharzt Ausbildung und zum Aufstieg bringt. Wenn Sie ein Auto wollen, kann ich Ihnen einen Bezugsschein besorgen, damit Sie nicht die üblichen zehn Jahre warten müssen – und wenn ich so sehe, unter welchen Bedingungen Sie hier wohnen, dann ist natürlich in Greifswald eine kleine Neubauwohnung sofort möglich.“ Unaufhörlich plaudert er fordernd und großzügig drauflos. Werner wird immer unheimlicher zumute.

„Aber wenn Sie so gut über mich Bescheid wissen, dann ist Ihnen ja sicher bekannt, dass ich bewusster Christ bin. Dies werde ich niemals aufgeben.“

„Nein, um Gottes willen – entschuldigen Sie die Bemerkung –,

Sie sollen Ihren Glauben nicht aufgeben. Wir brauchen ja gerade Informanten, die auch in den christlichen Kreisen zu Hause sind. Gehen Sie weiter in die christlichen Gemeinden, das ist wertvoll für uns.“

Werner versucht noch ein Gegenargument: „Aber Sie wissen auch, dass ich verwandtschaftliche Beziehungen in die Bundesrepublik habe. Hin und wieder bekomme ich ein Paket aus dem Westen, auf das ich auch angewiesen bin.“

„Ach, kein Problem, Sie können Pakete empfangen, so viele Sie wollen“, versucht der andere, seinen Widerstand zu entkräften.

Werner hält dagegen: „Ich glaube nicht, dass ich einen Informationsdienst mit meinem Glauben vereinbaren kann. Mein Christsein gebietet mir Offenheit und keine Lügen.“

„Was heißt denn hier Lügen? Sie sollen doch nur berichten, was sich unter den Studenten, dem medizinischen Personal und unter den klerikalen Kräften so tut ... Da hoffen wir doch, dass Sie nicht lügen ...“ Er lacht über seinen eigenen Witz. „Natürlich, es ist bekannt, dass Sie sehr engagiert in der Evangelischen Studentengemeinde waren. Inzwischen haben Sie ja eingesehen, dass die Loyalität unserem Staat gegenüber wichtiger ist als religiöse Bindungen. Im ersten Studienjahr sind Sie sechzehnmal in der ESG gewesen, im zweiten nur noch siebenmal und im dritten Studienjahr waren Sie kaum noch dort. Das ist doch ein klarer Beweis, dass Sie zur Vernunft gekommen sind und die Sachlage realistischer einschätzen.“

Werner muss ein wenig lächeln, dass sie zwar die ESG genau unter Kontrolle haben, die Landeskirchliche Gemeinschaft aber wohl noch „dicht“ ist. Er braucht ihm ja nicht auf die Nase zu binden, dass er dort inzwischen mehr zu Hause ist als in der ESG. Das Gespräch dauert noch eine ganze Weile, schließlich zieht der Besucher das fertige Beitrittsformular zur Mitarbeit bei der Stasi heraus. Werner will auf keinen Fall unterschreiben und bittet um Bedenkzeit.

„Gut, das verstehe ich. In genau vier Wochen komme ich um die gleiche Zeit wieder vorbei und dann werden Sie unterschreiben.“ Nach diesen Worten verabschiedet er sich mit Handschlag.

Werner kann mit niemandem über diesen Vorfall reden. Seine Mutter will er damit nicht belasten, seine Brüder würden ihn nicht verstehen, es bleibt nur der Prediger der Gemeinschaft. Aber nach dem fürchterlichen Schock in der LKG Wismar entscheidet er sich dagegen. Nicht, dass er dem Prediger nicht vertraut, aber er möchte ihn nicht in die Stasigeschichte hineinziehen.

Es gibt eine landeskirchliche Regelung, von der aber verständlicherweise in der ESG nicht gesprochen wurde: Wenn jemand von der Stasi angeworben wird, soll man zum Superintendent oder Bischof gehen und ihm den Anwerbeversuch im seelsorgerlichen Gespräch offenbaren. Dem Werber der Stasi sagt man dann, der seelische Druck sei zu groß geworden und man habe seelsorgerliche Hilfe in Anspruch genommen. In der Regel lässt die Stasi dann die Finger von der Person, weil die Geheimhaltung nicht mehr gegeben ist.

Werner muss sich allein durchkämpfen. Als der ausgemachte Tag kommt, geht er in sein Zimmer, löscht das Licht, verschließt die Tür und legt sich still aufs Bett. Zur vereinbarten Zeit passiert nichts, doch eine halbe Stunde später kommt der Besucher tatsächlich. Werner hört seine Schritte auf der Treppe. Es wird an die Tür geklopft und auch an der Klinke gerüttelt. Der Besucher geht wieder, kommt aber nach zwanzig Minuten zurück und muss unverrichteter Dinge wieder abziehen. Werner traut sich bis zum Morgen nicht an den Lichtschalter.

Nichts geschieht in den nächsten Wochen, es ist eine nervenaufreibende Zeit. Eines Nachmittags ist Werner in der Stadt unterwegs und will gerade eine große Straßenkreuzung überqueren, da steht der Stasimann mitten auf dem Zebrastreifen vor ihm. Beide haben sich sofort erkannt.

„Herr Wigger, es tut mir leid, dass ich mich damals verspätet

habe. Sie hatten sicher noch wichtige Dinge zu erledigen und waren nicht zu Hause. Aber nun ist die Unterschrift fällig.“

Werner macht einen Satz zur Seite, rennt über den breiten Bürgersteig und verschwindet in einer kleinen Seitengasse. Die nächste Zeit geht er mit gemischten Gefühlen zur Uni. Bestimmt wird vonseiten der Parteileitung noch irgendetwas passieren! Aber es bleibt ruhig bis zum Ende des Studiums. Er ist kein Opfer der Stasi geworden, zumindest kein aktives.

## **Ost-West-Treffen**

Eines Tages erfährt Werner in der Landeskirchlichen Gemeinschaft, dass für ein Ost-West-Treffen in Berlin eine Person abgesetzt habe. Offiziell wird über diese Treffen nicht gesprochen, weil die Angst zu groß ist, dass Unbefugte etwas mitbekommen könnten. Aber es wäre ja schade, wenn der Platz frei bliebe. Und so wird Werner hinter vorgehaltener Hand gefragt, ob er nicht Lust habe, mitzufahren. Weil er an diesem Wochenende keinen Dienst hat, meldet er sich an.

Das Ganze ist ein Treffen von Gemeinschaftsleuten aus der DDR und der BRD. Die Westdeutschen kommen am Morgen für einen Tag über die Sektorengrenze innerhalb Berlins, müssen aber bis 24 Uhr die „Hauptstadt der DDR“ wieder verlassen haben. Am nächsten Tag können sie erneut einreisen, müssen aber wieder 25 D-Mark „Eintritt“ bezahlen. Man trifft sich auf neutralem Boden in Berlin Weißensee im Tagungshaus der Evangelischen Verlagsanstalt (EVA). Dass auch dieses Gelände von der Stasi gut beobachtet wird, wissen sie nicht. Dennoch – für Werner ist es wie das Eintauchen in eine andere Welt.

Die Besucher aus dem Westen sind sehr interessiert am Ergehen

der Christen in der DDR. Da ist keine Bevormundung, keine Beserwisserei, sondern eher demütiges Fragen und der Versuch, die Situation zu verstehen. Viele Westdeutsche bekommen die bedrückende Lage im Osten schon dadurch vor Augen geführt, dass sie am Grenzübergang so genau kontrolliert werden. Alle Dinge, die sie bei sich tragen, müssen auf einem großen Tisch ausgebreitet werden. Natürlich geht man nicht als Gruppe durch die Kontrolle, sondern verteilt sich auf mehrere Übergänge, um keinen Verdacht zu erwecken. Auf die Frage, wohin sie wollen und was sie in der Hauptstadt der DDR zu tun gedenken, hat man sich genau vorbereitet. Das Treffen soll ja geheim bleiben.

Marita, eine Katechetin aus Wetzlar, bekommt aber fast einen Herzstillstand, als sie nach allerlei klugen Ausflüchten schließlich vom Grenzer hört: „Wissen Sie schon, mit welchem Verkehrsmittel Sie am schnellsten nach Weißensee kommen?“ Also ist alles längst bekannt!

Die Teilnehmer aus dem Osten werden beschenkt wie zu Weihnachten – so kommt es ihnen zumindest vor. Mandarinen, Bananen, Nüsse, die noch niemand gesehen hat, Schokolade, Nutella und kleine Souvenirs aus Wetzlar werden ausgepackt und mancher zieht aus der Unterwäsche ein interessantes geistliches Buch hervor. In der Mittagspause schlendert man in kleinen Gruppen durch den Park, unterhält sich auch über persönliche Dinge.

Werner ist bei der Vorstellung Manfred, ein Krankenpfleger aus dem hessischen Lich, aufgefallen. Die beiden gehen etwas abseits der Gruppe. Natürlich ist das Gesundheitswesen der beiden deutschen Staaten ein Gesprächsthema, das sie verbindet, aber sie verstehen sich auch sonst gut. Am Ende der drei Tage fragt Manfred, ob Werner ihn nicht einmal nach Wismar in seine Familie einladen könne. Werner ist überrascht und meint, Wismar sei nur eine graue Stadt mit alten Kriegstrümmern und neuen sozialistischen Ruinen – gemeint sind die verfallenden Häuser. Aber warum nicht?

Das Wochenende in Wismar wird ein tiefer Einschnitt in Werners Leben. Sie unternehmen viel, schlendern durch die wiederaufgebaute zentrale Innenstadt, machen eine Hafenrundfahrt. Mutter Wigger gibt sich alle Mühe, den seltenen Gast so gut zu bewirten, wie es irgend geht. Sie hat beim Fleischer, bei dem sie Stammkunden sind, zwei Wochen vorher eine Schweinslende bestellt. Bis zum letzten Tag war ungewiss, ob ihr der Fleischer den Wunsch erfüllen kann – aber es klappt. Er zieht den Braten so geschickt unter dem Ladentisch hervor, dass die anderen Kunden dies nicht verfolgen können.

Als Werner seinen Freund schließlich wieder zum Zug bringt, fragt Manfred: „Kann ich dir irgendetwas Gutes tun? Hast du einen Wunsch, vielleicht Klamotten oder besondere Bücher? Ich habe mich bei euch so wohlgeföhlt und verstehe auch jetzt besser, wie es euch so geht. Ich habe einen großen Freundeskreis und einen Gebetskreis, die würden alle etwas geben, wenn der Wunsch etwas größer ist. Ich habe hier gemerkt, in welchem Überfluss wir im Westen leben, und ich möchte dich unterstützen. Bitte, hab keine Hemmung: Was kann ich für dich tun?“

Werner blickt lange auf den Schienenstrang, der aus dem Bahnhof hinausführt. Er blickt nach links und rechts, dann sagt er leise: „Ich habe nur einen einzigen Wunsch: Hol mich hier raus! Ich merke, es wird so eng für mich, dass ich hier nicht mehr atmen kann, ich weiß nicht, wie lange ich noch durchhalte. Bitte, wenn du kannst, hol mich hier raus!“

Manfred blickt etwas verstört und hält die Luft an. Schließlich sagt er: „Werner bete darum, ob das der Weg Gottes mit dir ist.“ Als der Zug den Bahnhof verlässt und die roten Rücklichter kleiner und kleiner werden, weiß Werner, dass sein Wunsch kein Traum bleiben darf, er kann hier nicht weiterleben.

In der Greifswalder Zeit fährt Werner öfters zur Mutter nach Wismar. Sie ist schon lange Invalidenrentnerin und kann Ver-

wandte im Westen besuchen. Sein Vater hat sich nach der Scheidung und einer erneut gescheiterten Beziehung inzwischen das Leben genommen. Der Kontakt zu ihrem Lieblingssohn tut der Mutter einfach gut. Für Werner besorgt sie die Wäsche und für ihn ist die Zeit ohne politische Auseinandersetzungen und Berufsstress wie Urlaub.

An einem herrlichen Sonntagnachmittag gehen sie spazieren, da sagt die Mutter plötzlich: „Werner, dir geht es nicht gut, stimmt’s?“

„Ja, aber ich kann dir das nicht alles erzählen. Da ist so viel Ärger in der Klinik und überhaupt ... Wenn ich dich damit belaste, kannst du wieder nicht schlafen. Ich muss selbst klar kommen.“

„Aber Junge, du musst im Leben klarkommen. Du weißt, es gibt einen, der dich versteht und der dich auch hält.“

Werner hat plötzlich den Mut, seine Mutter in seine geheimen Pläne einzuweißen. Er käme sich schäbig vor, eines Tages plötzlich weg zu sein, ohne dass die Mutter es einordnen könnte. „Mutter, ich halte es hier nicht mehr aus. Ich suche einen Weg, in den Westen zu kommen. Es gibt noch keine konkreten Pläne, auch keinen Termin ... Aber meine Zeit hier geht zu Ende, ich weiß nur noch nicht, wie.“

Die Mutter ist ungewöhnlich lange still. Man hört nur die Schritte von beiden, draußen auf dem Meer zieht ein Küstenwachboot der Armee vorbei. „Junge, ich verstehe dich ja und gönne es dir von Herzen. Aber ich habe Angst, dass du dort Jesus verlierst.“ Sie hat bei ihren Besuchen in Horneburg, Köln und Diepholz gesehen, welche Versuchungen durch das pralle Leben im Westen auf junge Menschen zukommen. „Ich möchte nicht, dass du von allem eingeholt wirst, was ihr jungen Leute hier entbehren müsst – aber verstehen kann ich dich. Aber bitte erzähl mir nichts weiter von deinen Plänen, es würde mich zu sehr belasten. Und du weißt ja, wenn dir die Flucht glückt oder auch nicht, dann stehen *sie* am nächsten Tag bei mir vor der Tür. Darum will ich lieber nichts wis-

sen. Bitte pass auf und spiel nicht mit deinem Leben! Es sterben immer wieder Flüchtlinge an der Grenze ...“

Die Mutter weiß, warum sie keine Einzelheiten wissen möchte: Wenn eine Flucht – oder seien es auch nur Fluchtpläne – bekannt werden, ist am nächsten Tag die Stasi da und beginnt eine gründliche Hausdurchsuchung. Daher bereitet sich Werner auf den Fall der Fälle vor: Er macht im Kachelofen ein Feuer und fängt an, Dokumente und verdächtige Briefe zu vernichten. Seine ganze Post, viele persönliche Erinnerungsstücke, eigene Zeichnungen und vor allem die Tagebücher gehen in Flammen auf. Wie gern hätte er das eine oder andere noch einmal gelesen, aber dazu ist einfach keine Zeit. Soll er sie verstecken, irgendwo vergraben? Nein, das mag er auch nicht, denn sie könnten doch einem Fremden in die Hände fallen. Dafür stehen zu viele persönliche Gedanken darin. Er starrt in die Flammen, die ein Dokument nach dem anderen fressen. Es ist, als würde ein Teil von ihm selbst vernichtet.

Nach mehreren Monaten kommt ein Brief von Manfred, aus dem für Werner klar wird, dass dieser sich gern mit ihm in Ostberlin treffen möchte. Mit unverfänglichem Text wird er zu einer Familienfeier nach Berlin eingeladen. Weil man davon ausgeht, dass alle Briefe abgefangen und gelesen werden, bedienen sich die beiden solcher verschlüsselter Formulierungen. Werner weiß, was das bedeutet. Er kennt eine Medizinstudentin in Berlin, die dort eine kleine Wohnung gemietet hat, wo er schon wiederholt untergekommen ist, wenn er in Berlin eine Übernachtungsmöglichkeit brauchte.

Manfred empfängt ihn am Bahnhof, dann gehen sie in den Treptower Park. Als sie ganz sicher sind, dass niemand mithört, erklärt Manfred: „Ich habe tatsächlich etwas herausbekommen. Es gibt eine Schweizer Fluchthilfeorganisation, die das anscheinend sehr professionell macht. Die Sache hat nur einen Haken: Es müs-

sen 30 000 Westmark auf ein Sperrkonto im Westen eingezahlt werden. Die hast du nicht, ich hab sie auch nicht, und für meinen Freundeskreis ist das nicht tragbar. Außerdem darf niemand außer uns beiden von dieser Flucht erfahren.“ Manfred ist verheiratet und hat drei Kinder, aber er ist bereit, das große Risiko einzugehen. „Werner, wenn dir diese Flucht wirklich so viel wert ist und du glaubst, das Risiko eingehen zu können, dann will ich das für dich tun. Die einzige Chance, zu diesem hohen Geldbetrag zu kommen, ist, wenn ich einen Kredit aufnehme.“

Werner ist klar, dass er hier eine ganze Familie ruinieren kann, aber für ihn ist es der einzige Weg, den er bis zur letzten Konsequenz bereit ist zu gehen. „Manfred, du und dieser Weg sind für mich die einzige Möglichkeit, zu einem freien Leben zu kommen. Hol mich hier raus! Ich habe das Gefühl, dass meine Kraft nicht mehr lange reicht.“

„Werner, aber wenn die Flucht aus irgendwelchen Gründen schiefeht und du vielleicht sogar im Gefängnis landest, dann ist das Geld weg. Einen zweiten Versuch gibt es nicht.“

Sie vereinbaren die nächsten Schritte: Kontakte nur mit offenen, unverfänglichen Karten, die aber einen Code enthalten, wenn Werner wieder nach Berlin kommen soll. Briefe sind zu verdächtig, auch weil sie einen Absender haben müssen. Telefonieren ist ebenfalls nicht möglich. Privat hat kaum jemand Telefon und alle Anrufe in der Klinik laufen über die Pforte – und dort wird jeder Anruf registriert.

Bei der Rückfahrt nach Greifswald lastet auf Werner die ganze Tragweite der Flucht. Nicht um sich macht er sich Sorgen, aber um Manfred. Wenn die Flucht schiefeht, zieht er eine ganze Familie ins Unglück. Niemals wird ein Krankenpfleger 30 000 DM einfach so zusammenbringen. Kann man so ein Opfer von einem Freund erwarten? Natürlich wird Werner das Geld zurückzahlen, im Westen eisern sparen, um die Summe schnell zu begleichen. Aber was ist, wenn er gefasst wird? Wie groß muss das Vertrauen

von Manfred sein, dass er sich so für einen Menschen einsetzt, den er doch kaum kennt!

Ab jetzt betet Werner heiß und innig, dass Gott – schon um Manfreds willen – die Flucht gelingen lassen möge. Wie viel Wunder hat Gott in seinem Leben schon getan! Er hat Türen geöffnet gegen jegliche Logik, hat ihn vor Widersachern und Hassern bewahrt. Ihm wird bewusst, wie viele Schritte aus seinem einfältigen Gebet damals in der achten Klasse Gott inzwischen hat Realität werden lassen.

„Herr, du hast es gegen alle Widerstände geschenkt, dass ich Abitur machen konnte. Du hast mir den Studienplatz verschafft, damit ich einmal Missionsarzt werden kann wie Albert Schweizer. Herr, mir ist klar, dass dann auch noch das Wunder geschehen muss, dass du mich hier aus der DDR rausholst ... Aber dazu wirst du Wege öffnen, wenn es eines Tages so weit ist. Herr, ich vertraue dir, dass du eine Berufung und einen guten Weg für mein Leben hast!“

Zu einem guten Abi oder einem erfolgreichen Studienabschluss kann man selbst eine Menge beitragen. Aber jetzt merkt Werner, wie hilflos er ist. Er kann rein gar nichts für die geplante Flucht tun. Diesmal ist er ganz allein und total von Gott abhängig. „Der Herr wird für euch streiten und ihr werdet stille sein.“ Darf man sich in solch einer Situation an dieses Bibelwort aus 2. Mose 14 klammern?

Nach mehreren Wochen, in denen Werners Gedanken und Gefühle Karussell gefahren sind, kommt die bewusste Karte aus Berlin. Werner kann den Dienst tauschen und bringt vorher noch seine wertvolle Stereoanlage zu Bernd, seinem befreundeten Kollegen. Der Gedanke ist ihm einfach unerträglich, dass die schöne Anlage, für die er als Student so lange gespart hat, in die Hände der Stasi fällt. Werner sagt seinem Kollegen, die Sachen würden von einem Bekannten abgeholt, der sie für eine private Feier brauche.

Manfred ist beim Treffen in Berlin guter Dinge und erklärt:

„Heute Abend Punkt 23 Uhr gehst du in die Gipsstraße, in der Nähe vom Marx-Engels-Platz. Dort kommt dir ein Kurier entgegen, der dir sagt, was du machen sollst. Du kommst ohne Tasche oder Beutel. Keine Fragen stellen, kein Kommentar, nicht stehen bleiben.“

Der Nachmittag zieht sich in die Länge. Weil Manfred meint, es sei besser, nicht gemeinsam gesehen zu werden, verabschiedet er sich. „Gott mit dir, Werner!“, sagt er bedeutungsvoll. Manfred bummelt noch etwas durch die Geschäfte, sucht sich für die 25 DDR-Mark, die er umtauschen musste, zwei Schallplatten aus und fährt dann wieder hinüber in den Westteil von Berlin.

Werner ist unfähig, irgendetwas zu unternehmen. Kein Museumsbesuch, kein Geschäftsbummel, kein Kaffeehaus. Er läuft wie im Traum durch die Stadt, die er vielleicht so schnell nicht wieder sieht. Kommen Polizisten in Sichtweite, dann biegt er in eine Nebenstraße ab. In jedem Uniformierten wittert er Gefahr. Er geht die Straße „Unter den Linden“ entlang, am Abend isst er an einem Kiosk eine Bockwurst.

Neben ihm stehen zwei Männer mit Bierflaschen in der Hand und unterhalten sich über den gestern erschossenen Flüchtling im Teltowkanal. Unverblümt schimpft der eine etwas von Mord und Unmenschlichkeit, während der andere die Grenzsoldaten in Schutz nimmt. „Die Flüchtlinge wissen doch, dass es Selbstmord ist“, sagt er, „und die Soldaten müssen ja schießen, denen bleibt gar nichts anderes übrig. Wer danebenschießt, wird auch verurteilt. Armeegefangnis Schwedt, dort verrätst du deine eigene Mutter, sag ich dir. Ich kenne einen, der war dort – der wird sein Leben lang nie wieder richtig ticken ...“

Werner dreht sich weg. Mit zittrigen Knien wankt er die Straße entlang. Ihm ist ganz schlecht vor Anspannung und Angst. Schließlich würgt es ihn so, dass er die eben erst verzehrte Wurst in einen Papierkorb erbricht. Vielleicht hilft jetzt ein Schnaps? Er läuft bis zur MITROPA im Bahnhof Friedrichstraße und entscheidet sich

dann doch für einen Kaffee. Vom Fenster aus kann er die „Tränenhalle“, den Übergang vom Osten zum Westen, sehen. Er beobachtet die vorfahrenden Taxis, sieht, wie sich gute Bekannte verabschieden und die Westdeutschen dann dem Übergang zustreben. Es macht den Eindruck, als würden sie erleichtert diesen Teil der Stadt verlassen. Die Bekannten bleiben vorsichtig winkend und sehnsuchtsvoll zurück.

Um wieder mehr Ruhe in seine Verfassung zu bekommen, läuft er hinüber zur Marienkirche, aber die ist natürlich längst geschlossen. Es findet auch keine Veranstaltung statt und so setzt er sich auf eine Bank im Park zwischen Marienkirche und dem Roten Rathaus. Hier kommt er etwas zur Ruhe. Die Gedanken klären sich und er versucht zu beten. Seine Worte an Gott sind mehr ein Stammeln, wie zusammenhanglose Stoßseufzer.

Plötzlich hört er: „Personenkontrolle der Volkspolizei. Bitte die Ausweispapiere.“ Zwei Volkspolizisten sind von hinten auf ihn zugekommen und stehen jetzt fordernd vor ihm. In der Dunkelheit des Parks kann er ihre Gesichter nicht sehen, was ihm sonst immer als erster Eindruck wichtig ist. Das Gesicht seines Gegenübers sagt ihm, worauf er sich einstellen muss. Als er seinen Personalausweis vorzeigt, wird der ihm sofort aus der Hand genommen und ein Polizist leuchtet mit der Taschenlampe, während der andere genau jede Seite prüft.

„Bürger, es ist nicht ungefährlich, allein in diesem Park zu sitzen. Wir haben in letzter Zeit Vorkommnisse mit gewissen Elementen gehabt, die uns zu erhöhter Wachsamkeit veranlassen. Es ist besser, Sie meiden den Park nach Einbruch der Dunkelheit. Hier Ihre Papiere, sie sind in Ordnung.“

Werner spürt eine große Entlastung und macht sich freiwillig auf den Weg Richtung Alexanderplatz. Dabei geht er durch die von Schaufenstern erleuchteten Straßen.

An der Gipsstraße ist er am Nachmittag schon einmal vorbeigegangen. Dort sieht es noch ziemlich marode aus. Die Häuser sind

zum Teil geräumt, weil unbewohnbar, Dreck und Unrat liegt in den Häuserecken. Sie ist nicht lang und man kann sie von einem Ende zum anderen überblicken.

Jetzt ist es kurz vor 23 Uhr. Kein Mensch ist in der Straße zu entdecken. Werner geht langsam in die Straße hinein. Von drei Gaslaternen brennen nur zwei. Einige Autos stehen am Straßenrand. Bei einem Trabi sind alle vier Reifen platt und es liegt ziemlich viel Staub auf Dach und Scheiben. Da kommt ihm ein Afrikaner entgegen. Na, der wird es wohl nicht sein, denkt Werner. Aber als sie auf gleicher Höhe sind, sagt der Dunkelhäutige: „Ist schief gegangen. Heute nicht, sofort entfernen, neue Nachricht kommt später.“